

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

4.10.1931 (No. 40)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 40



4. Okt. 1931

W. E. Deistering / Badische Almanache, J. P. Hebel und
Ferd. v. Biedenfeld

L

Vor mir liegt ein vergilbter Brief, ein dreifach zusammengefalteter Bogen mit Posthorn und Krone als Wasserzeichen, der ehemals mit einer Oblate verschlossen und an Herrn Prägel in Hamburg adressiert war. Als Absender unterschreibt sich Freiherr von Biedenfeld zu Dresden am 9. Dezember 1817. Beide Persönlichkeiten, Schreiber und Empfänger, wären uns vielleicht gleichgültig, ließe uns nicht gleich der erste Satz der Epistel aufhorchen und aus literarischem Interesse mit Spannung auch das Folgende überfliegen. Da ist nämlich sofort von Hebel die Rede, und dies ist der Grund, weshalb Geh. Archivrat Dr. Obier den Brief auf dem berlener Autographenmarkt erstanden hat, um ihn, nebst etlichen Vornotizen, jetzt freundlicher Weise mir zur Veröffentlichung und Erörterung zu überlassen, wofür ich ihm sehr zu Dank verpflichtet bin.

Lesen wir zunächst das Schriftstück selber und gehen wir hernach den einzelnen Fragen, die es aufwirft, etwas näher zu Leibe. Es lautet:

Wohlgebohrner verehrtester Herr!

Der treffliche allemannische Dichter Hebel und A. Schreiber geben nun den von mir begonnenen Almanach für 1819 „Die Rheinblüthen“ heraus, da meine Entfernung von Karlsruhe mir dies unmöglich macht. Aber die Obliegenheit, Beiträge zu sammeln, ist mir gerne übertragen worden, da ich den meisten bekannten Dichtern in Dresden näher bin. Als Mitarbeiter kann ich für den ersten Jahrgang mit Bestimmtheit nennen: P. Hebel, A. Schreiber, H. Voh, Jean Paul, P. Rückert, Fouqué, Fr. Laun, Th. Hell, Contessa, Castelli, Haug, Konz, Uhland, Friedr. Kuhn, W. v. Jttner, Schweighäuser, C. Stöber. Alle laden Sie recht freundlich ein, an dem Unternehmen durch einige Gaben Theil zu nehmen. Ich selbst bitte aber dringend, wenn es irgend möglich ist, noch für den ersten Jahrgang einiges zu geben, mir solches spätestens Ende Januar gütigst hieher zu senden, in jedem Falle aber den 2. Jahrgang recht freundlich zu bedenken. Hierbei muß ich nur bemerken, daß für Kupfer sich eignende Erzählungen für den Jahrgang 1820 spätestens im Juni 1818 angenommen werden können, weil gerade auch durch vorzügliche Arbeit in den Kupfern der Almanach sich auszeichnen soll. Format und Druck ist wie in A. Schreibers Cornelia, die Verlags-Handlung zahlt für den Bogen des ersten Jahrgangs zwei Karoline in Gold. Mögen Sie mit Ihrer freundlich gewährenden Antwort oder noch lieber Sendung mir gütigst bestimmen, auf welchem Wege Sie das Honorar zu beziehen wünschen. In der angenehmen Hoffnung in kommenden Frühjahr Sie in Hamburg persönlich meiner Verehrung ver-

sichern zu können, habe ich indessen die Ehre mit besonderer Hochachtung zu verharren

Euer Wohlgebohrner
ergebenster

Frhr. von Biedenfeld.

Dresden 9. Decbr 1817
an der Kreuzkirche Nr. 523.

Stellen wir die Nachforschung nach Absender und Adressat noch etwas zurück und betrachten wir zuvörderst den Gegenstand, um den es sich handelt, den Almanach „Rheinblüthen“, der in der Tat im Jahr 1819 bei Gottlieb Braun in Karlsruhe zum ersten Male erschienen ist. Sein mit Lettern gedrucktes inneres Titelblatt (im Gegensatz zu dem gestochenen vorderen) trägt den Zusatz „Taschenbuch auf das Jahr 1819 mit acht Kupfern. Mit Beiträgen von Hebel, Schreiber und anderen.“

Während Alois Schreiber, der Dichter, Hofhistoriograph und spätere Biograph Weinbrenners, mit fünf Beiträgen in Vers und Prosa vertreten ist, kommt uns Hebel nur mit einer Gabe, mit der Erzählung „Herr Charles“, die nun allerdings ihrer Kostbarkeit wegen mit zwei hübschen Kupfern von F. Segt geziert wird. Der Almanach sieht recht schmod aus in seinem rosafarbenen Umschlag, auf dem der Hofmaler Kunz eine Burgruine und eine verfallene gotische Kapelle am Rheinstrom romantisch dargestellt hat. Die Dichter, welche Biedenfeld in seinem Brief aufzählt, sind zum guten Teil, aber nicht alle, mit Texten zur Stelle. Der zweite Jahrgang erschien erst 1822, der dritte 1824, und der vierte macht 1825 den Beschluß der kurzlebigen Reihe. Von sonstigen namhaften Dichtern begegnen wir Justinus Kerner, Gustav Schwab, Heinrich Heine, Franz Grillparzer, Ludw. Tieck, C. Raupach, J. S. von Wessenberg und dem Maler Müller. Die Schwester des Verlegers, Friederike Robert, geborene Braun, die wegen ihrer Schönheit viel gefeiert und besungen wurde (auch Heine hat sie angebetet), und die selber poetisch begabt war, ebenso ihr Gatte Ludwig Robert (der jüngere Bruder der Rahel Barnhagen), sind ebenfalls mit Beiträgen beteiligt. Robert ist wohl überhaupt der Herausgeber der späteren Jahrgänge, die mit Unterbrechungen erschienen sind, wie wir oben erwähnt haben.

Hebel aber begegnet uns nur im ersten Jahrgang, sonst nicht weiter. Daß er als Herausgeber und Redaktor gewirkt habe, ist, trotz Biedenfelds Angabe, durchaus unwahrscheinlich und durch keinerlei andere Beweise gestützt. Solche Tätigkeit lag ihm ganz und gar nicht. Von seinem Kalender, dem „Rheinländischen Hausfreund“, hatte er sich ja auch schon seit Jahren zurückgezogen und ihn der Obhut Alois Schreibers überlassen. Daß seine Name

als Werbemittel benutzt wurde, dagegen hatte er wohl nichts einzuwenden, und so wurde er als empfehlendes und zugkräftiges Anhängeschild angebracht.

Die Mode der Almanache, dieser etwa handgroßen, zierlichen und mit niedlichen Kupferstichen geschmückten Bändchen, hatte ihren Höhepunkt überschritten und neigte sich ihrem Ausgang zu. Seit etwa fünfzig Jahren ergötzen sie die Freunde der Poesie, vorab unter dem weiblichen Geschlecht. Sie waren die salon- und bondoirfähigen Vettern der vollstümlichen Kalender in Quartformat und kamen in gefälliger Aufmachung und in anmutigen Einbänden daher, um deretwillen sie meist in einem Futteral oder Schutzumschlag steckten. Besonders bekannt war der Göttinger Taschenalmanach 1770 ff. gewesen, an dessen Vorbild sich allerlei Taschenbücher, Damentalender, Jahrbücher und wie sie sonst hießen, anlehnten. Ihren Zuschnitt für die weibliche Leserschaft verrieten sie später noch deutlicher in den Namen, die sie sich zulegte, wie Aglaja, Aurora, Iris, Luna, Minerva und dergleichen.

Dergestalt war auch die „Cornelia“, Taschenbuch für deutsche Frauen, welches Alois Schreiber in Heidelberg bei Jos. Engelmann zum erstenmal im Jahr 1816 erscheinen ließ, und zwar als Folge seines „Heidelberger Taschenbuchs“. Er war kein Neuling auf diesem Gebiet, hatte er doch schon 1802 ein „Mastatter Taschenbuch“ herausgebracht, dessen Text zum großen Teil von ihm selber bestritten wurde. Noch kleiner im Format war das „Taschenbuch für Freunde der scherzhaften und angenehmen Lektüre“, das 1801 bei Chr. Fr. Müller in Pforzheim erschien, und zwar unter der Regide seiner dichterischen Gattin Wilhelmine Müller, geb. Maish, die 1767 in Pforzheim als Tochter eines siebenbürgischen Pfarrers geboren ist. Ihr besonderes Ideal war Schiller, der die „Wärde der Frauen“ besungen hatte. In eigenen Gedichten feierte sie die Freuden und Leiden der Hausfrau und Mutter. Von 1802 bis 1807 hieß ihr Almanach demgemäß „Taschenbuch für edle Weiber und Mädchen“, und hielt auch in den Bildbeigaben vorwiegend Begebenheiten aus dem Frauenleben fest. Als der Verlag C. F. Müller nach Karlsruhe übersiedelte, erschien das Taschenbuch dort von 1804 an. Wilhelminens Tod machte der Reihe schon 1807 ein Ende.

Die „Cornelia“ nun wurde das Vorbild zu den „Rheinblüten“, die den Ausgang dieser Betrachtung bilden. In der Tat haben sie dasselbe Format und auch innerlich eine ähnliche Anlage. Der erste Jahrgang bringt als Titelbild ein Porträt der Großherzogin Stephanie von Baden in Profilansicht, von C. Kunz, zwei farbige Hauensteiner Trachtenbilder und fünf weitere Stiche (darunter die zwei erwähnten zu Hebels Erzählung „Derr Charles“). Der zweite Jahrgang 1822 enthält das Bildnis der Markgräfin Amalie und heroische Frauengestalten wie Königin Bertha am Spinnrocken und Herzogin Hadwig mit dem Münch Ekkehard auf dem Hohentwiel, deren Schicksal schon vor Schöffels Roman die Gemüter bewegte. Dem dritten Jahrgang 1824 ist das Bildnis der Königin von Schweden Friederike, geborene Prinzessin von Baden, vorgelegt, und drei Szenen aus Pestalozzis berühmtem Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ in Stichen von Lips, die im vierten und letzten Jahrgang 1825 ihre Fortsetzung finden.

Von den Dichtern, die mit Beiträgen aufwarteten, ist schon kurz gesprochen. Der Empfänger unseres Briefes ist nicht dabei. Aber sonst ist Karl Gottlieb Präkel ein eifriger Mitarbeiter an andern Almanachen, ein vielseitiger und unermüdlicher Schriftsteller, der Erzählungen, Verse, Gelegenheitsgedichte, Romane, Novellen und dergleichen produzierte. Das Verzeichnis seiner Arbeiten fällt mit den dazugehörigen Angaben in Goedekes Grundriß der deutschen Dichtung, zweite Auflage, Band IX, volle acht Seiten. Diesen Mitteilungen entnehmen wir, daß Präkel 1785 in der Oberlausitz geboren war, in Leipzig Theologie studierte und 1807 als Hauslehrer nach Hamburg kam, wo er als Privatgelehrter und Schriftsteller „im Dienste harmloser Fröhlichkeit ergaunte“ (wie Gottschall in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur bemerkt), und bis zu seinem Tode 1861 wirkte. Sein gesamter handschriftlicher Nachlaß von etwa tausend Stück ist Eigentum der Hamburger Stadtbibliothek.

Weit interessanter und uns näher stehend ist die Person des Freiherrn von Biedensfeld, von dem der Einladungsbrief ausging. Danach hatte er selbst schon die Vorarbeiten zum ersten Jahrgang der „Rheinblüten“ in die Wege geleitet und mußte sie nun anderen Händen überlassen, weil er von Karlsruhe nach Dresden übersiedelte. Aber er wollte sich keineswegs von dem Begonnenen völlig zurückziehen und ist auch in den zwei ersten Bändchen mit je einem Gedicht vertreten. Das „Lied aus der Ferne“ (1819, S. 57–61) ist zwar nur mit B. unterzeichnet, aber die Erwähnung des Sachsenlandes, wo er ja weilte, macht es unzweifelhaft, daß Biedensfeld der Verfasser ist.

Schön ist das Sachsenland,
freundlich der Elbestrand!
Doch mir ist wohl bekannt
ein noch viel schön'res Land,
dort an des Rheines Strand:
Badenland!

In elegischen Strophen gibt er seinem Heimweh Ausdruck:
Ach bist so ferne mir, Land an dem Rhein.
Kann ja nicht anderswo glücklich mehr sein.
Freude tönt überall, Jubel und Scherz,
mir nur läßt dieser Schall kalt stets mein Herz,
fern von dem Rhein.

Es erübrigt sich, diese Verse mit ihrem Dugendwarencharakter allzu ernst zu nehmen. Ihr Verfasser war eine typische Literatengestalt, bei dem Erlebnis und Dichtung keineswegs in starkem Verhältnis zu stehen brauchen. Anempfindung spielt da eine große Rolle. Immerhin wuchs die poetische Regung aus einer momentan echten Gefühlswallung, wie solche in einem abenteuerlichen Leben kommen und gehen mögen. Ein Abenteurer war unser Baron, aber vom lebenswürdigen und interessanten Schlag, der nirgends zum Schaden, sondern zur Freude seiner Zeitgenossen wirkte.

Seine Familie gehörte einem ursprünglich heffischen Rittergeschlecht an, von dem ein Zweig in Württemberg sesshaft war. Er selbst ist 1788 zu Karlsruhe als Sohn des späteren Generalmajors Ferdinand Friedrich von Biedensfeld (1764–1834) geboren und auf die Vornamen Ferdinand Ludwig Carl getauft. In den Schuljahren verlor er durch einen Unglücksfall den rechten Arm; doch übte er den linken so, daß er ihm vollwertigen Ersatz bot. Als Generals- und Kammerherrn-Sohn kam er gelegentlich ins Schloß; einmal erhielt er wegen seiner schönen Arbeiten in Geometrie und Latein vom Markgrafen Karl Friedrich persönlich eine goldene Medaille und für die Sparbüchse einige Dukaten aus Rheingold; die Gemahlin des Fürsten, die Reichsgräfin von Hochberg, lobte ihn besonders wegen seiner Zeichnungen. Als er da nun naiv und etwas traurig äußerte: „Karl Vierordt macht sie viel schöner“, tröstete sie den Knaben mit den Worten: „Der hat auch zwei Hände und du hast nur eine.“

Auch in Stuttgart hatte er adlige Verwandte in Hofstellungen, ja sogar mit Franziska von Hohenheim, der Gemahlin des Säbeler-Herzogs Carl Eugen von Württemberg, war er entfernt verknüpft. Bei einem Besuch ließ sie das „Vetterle“ neben sich auf das Sofa sitzen, bewirtete ihn mit Rahmstrudel, ließ sich einige seiner Kunststücke mit der linken Hand vormachen und schenkte ihm eine eigens vom Hofschneider angefertigte Hoftracht. Sonst schreibt er über diesen frühen Aufenthalt im Schwabenland: „Ich war außer dem einfachen väterlichen Haus, der geradlinigen kleinen Stadt, ihrer Waldespracht und Gartenumgebung noch so fremd in der ganzen übrigen Welt, daß ich noch nicht einmal den nur fünfviertel Stunden Weges entfernten Rhein gesehen hatte... Stuttgart hat nicht so gerade, aber volkreichere Straßen als meine Vaterstadt, die Leute sprachen ein ganz anderes, mir oft unverständliches Deutsch, das Schloß lag nicht so frei auf so großem Platz, Aepfel und Birnen waren wohlfeiler, die Milchspeisen kamen zu meiner großen Freude täglich auf die Tafel“ —, was er alles pflichteifrig in sein Tagebuch vermerkte.

Als er die Jahre hatte, kam er auf die Universität nach Heidelberg und Freiburg, wo er die Rechtswissenschaften studierte. 1812 wurde er Praktikant in Durlach, 1813 beim Stappenwesen und 1814 beim badischen Innenministerium angestellt.

Schon schriftstellerte er auf belletristischem Gebiete, feuerte allerlei Aufsätze und poetische Beiträge zu Zeitschriften und Almanachen bei, war mit einer Sängerin verlobt und lieferte mehrere Operntexte und Schauspiele. Von seinem späteren „Ugolino“ urteilte Fürst Hardenberg, er sei „nur so mit der Zimmermannsaxt zugestutzt“, und Biedensfeld war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß von all seinen Dramen keines lange am Leben bleiben werde. Mehrere seiner Erstlinge saßte er in zwei Bändchen zusammen und ließ sie 1815 zum Besten der armen, durch die Kriegswirren geschädigten Einwohner von Kehl als „Unterhaltungen für müßige Stunden“ im Druck erscheinen. Die Subskription erbrachte über 1500 Bestellungen, obwohl der Verfasser in der Vorrede bemerkte, man könne es dem Leser nicht übelnehmen, wenn er weiter nichts mehr lese als die Bibel, das rheinische Schalkkästlein und noch zwei bis drei Werke.

Mit Hebel, dem er dies großartige, aber berechnete Kompliment spendete, war er persönlich bekannt, und er war Zeuge und Teilnehmer jener denkwürdigen Szene, als am Vormittag des 5. Oktober 1815 Goethe in Begleitung der höchlich geschätzten Herren Weinbrenner und Hebel im Museum erschien und hierauf das „höchst bedeutende“ Naturalienkabinett besuchte. Dort machte Gmelin den berühmten Führer, wobei die alten Hof- und Geheimräte ein paar naheliegende, jugendliche Witze über die versängliche Gestalt einiger Muscheln nicht unterdrücken konnten. Der Physiker Bödman, die Maler Halbenwang und Kunz, ferner unser Freiherr von Biedensfeld, mit dem Goethe ein wohl-gemessenes Gespräch über Dichtkunst, Phantasie und Selbstkritik führte, waren im Gefolge des Dichtersfürsten, und vorübergehend tauchte auch die originelle, aber nicht immer salonfähige, Kalmükengestalt des Hofmalers Zwanow auf, der seit der Schulzeit mit Weinbrenner befreundet war und dem wir ein treffliches Hebelbildnis verdanken: kurz, es war eine kleine Schar von Männern hier um Goethe vereint, welche das künstlerische und geistige Karlsruhe jener Tage wertvoll und tüchtig repräsentierten.

F. Schweikert / Ein Karlsruher Hochschulprofessor

Wie ich ihn kannte.

Im November 1928 ist er gestorben, nahezu 90 Jahre alt. Nach einem reichgesegneten Leben, wie die Todesanzeige sagte. Reich an Ehren und Würden, als Geheimer Rat, Dr. phil., Dr.-Ing. e. h., Ehrendoktor der Universität Padua.

Als junger Ingenieur war er auf den Lehrstuhl für Maschinenbau an das Polytechnikum (später Technische Hochschule) berufen worden. Und hat da über ein Menschenalter lang sein Wissen vielen Hundert Studierenden vermittelt. Die ihm alle in dankbarer Verehrung zugetan waren. Ihm, dem einfachen, schlichten, von jedem Dunkel freien Gelehrten und lebenswerten Menschen. Der für seine Person so anspruchslos und jedem Sichelgeltendmachen abhold war. Für seine Anspruchslosigkeit ein bezeichnender Zug: Zu seinem 50. Geburtstag schenkte ihm seine Frau eine goldene Uhr. So ersichtlich auch seine Freude an dem glänzenden Werkstück war, als er es mir zeigte, so meinte er doch, „seine silberne Uhr hätte es auch weiterhin getan...“ Schon den Fünfzigern nahe, erwarb er sich erst den Dokortitel. Nachdem er bereits zwei Jahrzehnte seine Professur inne gehabt, Lehrbücher geschrieben und auf technischen Gebieten mit Verbesserungen hervorgetreten war. „Vor einigen Tagen habe ich meinen Doktor gemacht.“ Als ich ihn verständnislos anschaute, fügte er lachend hinzu: „Um einem Mangel abzuwehren, den jüngere, norddeutsche Kollegen bei mir entdeckt haben.“ Später kamen noch Doktors h. c. hinzu. Und nun das Seltene! In dem Maße, der eine Wissenschaft vertrat, die sich praktisch in der Materie auswirkte, lebte eine tiefe Neigung für die schönen Künste. Insbesondere hatte er die entmaterialisierteste unter ihnen: die Musik, ins Herz geschlossen. Kunst war ihm Lebensnotwendigkeit. Kunst bedeutete ihm mehr als bloß Verschönerung, sie bedeutete ihm Vertiefung des Lebens. In der Kunst suchte und fand er die Impulse, die über ein Nurgelehrtentum zu einem geistigen und seelischen Höhenmenschentum hinaus führen. Wie Kunst und Künstler in seine Berufssphäre hineinspielten, zeigte seine Rektoratsantrittsrede über Leonardo, dessen Universalgenie ja auch die Technik umfaßte.

Daß die Liebe des Professors zur Musik nicht von ungefähr kam, sondern aus einem Wurzelboden aufstieg, erkannte ich, als ich seine Mutter, damals eine Dame Mitte der Siebziger, mit einer für ihr Alter ungewöhnlichen Beschwingtheit ein Improromptü von Schubert spielen gehört... Dem Sohn hatte es die Violine angetan. Sich mit ihr zu befassen, war schon ein Wunsch seiner

Jugendtage gewesen, der aber unterdrückt werden mußte. Jetzt drängte er sich wieder in den höheren Mannesjahren vor. „Ob ich es mit einem an der Schwelle der Fünfzig Stehenden wagen wolle?“, frug er bei mir an. Ich wagte es. Und ich erlebte, daß eine so tiefe Liebe zur Musik und ein so zäher Wille, sich ihr ausübend zu nähern, auch auf einem erst im Herbst bestellten Acker noch Früchte bringen kann. Weil es nachzuholen galt, wurde um so eifriger gepflügt und gesät. Der Herr Professor scheute sich nicht, mit dem Geigenkasten unter dem Arm, den eine halbe Stunde langen Weg von seiner zu meiner Wohnung zu machen. Als die ersten Schwierigkeiten überwunden waren und eine Stunde Unterricht wöchentlich genügte, kam ich nur noch zu ihm. Jeden Dienstag abend — zehn Jahre lang. Diese Dienstagabende in dem kleinen Hause in der Klippurrerstraße in der warmen, herzlichen Atmosphäre gehören mit zu meinen liebsten Erinnerungen. Der Abend hatte sein festes Programm: eine Tasse Tee, Unterrichtsstunde, Abendessen, Musizieren, Unterhaltung bei Bier und Zigarre. Er endete immer erst kurz vor Mitternacht. Das Gespräch drehte sich fast ausschließlich um Kunst und Literatur. An Stoff fehlte es nicht. Es war die Zeit der Aera Motil in Karlsruhe. Der Professor und seine Frau, beide aus hochgebildeten Münchener Familien stammend, gehörten, wie nicht anders zu erwarten, zu den Verehrern Liszts und Wagners. Was aber ihrer Verehrung für die Klassiker keinen Abbruch tat. Die wurden im Hause treulich gepflegt. Mit der Frau Professor, die sich auf dem ehrwürdigen, schon etwas klangerarmen, aber stets sauber gestimmten Tafelklavier sehr gut auskannte, spielte ich Sonaten und Konzerte. Und als mein Schüler sich die nötige Fertigkeit erworben, spielten wir Triosonaten von Bach, Händel und Corelli. Da dessen Triosonaten damals noch nicht in einer modernen Ausgabe mit eingerichteter Klavierbegleitung vorlagen, machte ich Abschriften aus den auf der Landesbibliothek befindlichen alten Drucken, die nur einen bezifferten Baß haben, den ich aussetzte. Es war fast Andacht zu nennen, mit der wir uns in die schon Jahrhunderte zurückliegende Welt des römischen Meisters mit seinen reinen Harmonien versenkten, die, je länger je mehr, zu einer speziellen Welt für uns Dreien sich aufstaut. Kam eine das Empfinden des Professors besonders nahe berührende Stelle, dann konnte er ausrufen: „Das ist zum Dineinknien schön.“ In solchen Augenblicken schien es, als würde um den strengen Mund des aus seinem Rahmen an der Wand auf uns niederblickenden Beethoven ein freundliches Lächeln huschen.

Friedrich Geßler / Meissenheim (1844—1891)

Ueber dem kleinen Rheindorf liegt Mitternachtsruhe. Die Häuser und Hütten schmiegen sich im Schlafe fester aneinander als bei lachender Tageszeit, die Gehöfte sind mit Dunkel ausgefüllt, in die Gärten ist Mondlicht gestreut und die alte Hüterin der Hütten, die Kirche, scheint eingensickt zu sein. Sie ist mit eherner Brustplatte geziert, darauf ist leuchtende Goldschrift zu lesen: Deo triuni. So darf sie sich schon einem kleinen Schlummer hingeben, denn die bösen Mächte, die über das Dorf herfallen könnten, müssen vor dieser Gotteschrift zurückprallen.

Jeder Lusthauch hat sich gelegt, nur ein mächtiges Rauschen ist vernehmbar, das vom Rhein kommt, der seine brausenden Wogen an den Feldern des Dorfes vorüberführt. Um die Kirche herum schmiegt sich der alte Friedhof mit seinen eingesunkenen Hügeln, vergessenen Gräbern. Da und dort steht noch ein Denkstein: vornübergebückt und verwittert. Da und dort wuchert noch ein Grabgestrauch, für welches die pflegende Hand lang schon fehlt. Eine ehrfürchtige Mauer trennt den Garten der Toten von den Gehöften der Lebenden, und die Schatten der meisten, die hier ruhen, steigen nicht mehr heraus, weil selten eine lebende Seele ihrer gedenkt. Im Dorf lebt der Mensch näher bei der Natur: wer den Pflug führt, der sonnt sich; wer ihn verläßt und unter die Erde geht, ist bei den Mühen des Tages bald vergessen und keine gemauerte Gruft soll dem Leib eine Spanne Unsterblichkeit gewähren.

Den Kirchhof verschloß ehemals ein eisernes Tor, jetzt ist es nur angelehnt, denn die Kinder kommen und spielen zur Tageszeit auf den Gräbern ihrer Ahnen, tanzen und jubeln, bis die Reihe an andere kommt. Einst wird das Spiel sein, wo sie selber ruhen.

Um diese mitternächtliche Stunde geht ein einsamer Schatten in gemessenem Schritt ums Gotteshaus: eine hohe weibliche Gestalt in der Tracht unserer Urgroßmutter. Da sie sich dem Ausgang der Friedensstätte nähert, erblickt sie den hochragenden Schatten eines ernst und würdig einhergehenden Mannes, den vornehme Haltung ziert. Das ist keiner aus dem Dorf oder aus seiner nächsten Nähe: er muß fremd sein. Von der Straße geht er die paar Stufen empor, die zum Kirchhof führen, und trifft hier auf den weiblichen Schatten, der sich vermummt hält.

Der Fremdling küßt den Hut und fragt freundlichen Tones: „Wo ist das Grab?“

„Wessen Grab?“ flüstert die Vermumnte mit sanfter Stimme. „Es wird nur eines sein auf diesem Friedhof, das fremde Menschen besuchen: die Ruhestätte der Friederike Brion!“

Die weibliche Gestalt erzittert bei diesem Wort, verhüllt sich tiefer und geht dem fremden Schatten schweigend voraus, der ihr wortlos folgt. Rechtsseitig, wo der Kirche Chor beginnt, hält sie die Schritte an und spricht: „Hier ist's!“

Eben steigt der Mond über dem nachbarlichen Pfarrhaus am Himmel empor und streut silbernen Glanz auf die Stätte der Toten. Am Gemäuer der Kirche ist ein Denkstein errichtet, der in vergoldeter Nische ein marmornes Frauenbildnis trägt. Die Züge sind edel und ernst, ein Kranz ist durchs Haar geschlungen. Unter der Büste sagt goldene Schrift:

Friederike von Seisenheim.

Darunter stehen die Worte:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!

Der männliche Besucher entblößt sein Haupt und steht in schweigender Beirachtung da: das Bildnis ergreift ihn. Die Begleiterin lehnt dort drüben sinnend an dem eisenumspannenen Denkstein eines Vergessenen.

Nun spricht er für sich: „Nicht ganz so war sie im Leben, aber ähnlich doch!“

Darauf erhebt sich der weibliche Schatten, tritt dem hohen und ehrwürdigen Greise näher und bedeuert ihm: „Die Züge sind nach dem Anlich des Urenkelkindes ihrer Schwester gefertigt, ihr eigenes Bildnis ging im Laufe der Zeit verloren.“

Jetzt betrachtet der Fremde die Vermumnte näher und ruft: „Bist du nicht selber sie? Bist du nicht Friederike?“

„Wolfgang!“

Er hält sie am Arme und geht mit ihr um die Kirche lustwandeln, ja, lustwandeln; denn seine Seele ist freudig und der Mund darum berebt. Er erzählt:

„Ich habe einen langen, langen Schlaf getan in meiner thüringischen Fürstengruft, dann erwachte ich, stieg aus dem Sarg

und setzte mich auf sein anderes Ende. Dumpfe, moderige Luft umgab mich. Schillers Schatten stöhnte nebenan, weil sein Gebein teilweise verloren ging, der Herzog aber fluchte halblaut: „Was sind doch Dichter für empfindliche Kerls! Der Schiller wedt mir gewiß noch meine Ahnen auf, dann hat Karl August keine Ruhe mehr!“ Es ward mir unbehaglich und ich ging und wollte sehen, wo du ruhst und wie du ruhst. Ich kannte dieses Dörfleins Namen von lebendigen Tagen her!

Sie wandeln jetzt vom Friedhof weg ins Dorf hinein und Goethe sagt: „Wie gleichen doch die Häuser und Hütten hier denen von Sesenheim! Auch der Kirchturm ist dem der Heimat ähnlich: die Spitze ist dem umgestürzten Kelche vergleichbar!“

Friederike fragt nun: „Wolfgang, möchtest du nicht noch einmal zu mir kommen, aber in junger Gestalt, so wie du vor langer Zeit im Elsaß drüben kamst?“

„Heut' über einen Mond werd' ich kommen!“

„Ich gehe dir alsdann entgegen vors Dorf hinaus!“

Sie kommen vor des Bürgermeisters Haus. Der ist ein früher Mann, macht eben Licht in seiner Stube, davon ein Schimmer auf die Straße fällt, der Schatten trifft, die — nicht mehr sind.

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Mitternächig ist's wieder. Leichtfüßig eilt Friederike das Dorf hinaus. Die Häuser alle, die sie einst so gut gekannt, in die sie so oft als Schatten einen vertrauten Blick geworfen, sind ihr jetzt gleichgültig. Sie hat einen Strohhut am Arm, um den Hals ein fliegendes Tuch geworfen wie zur Sesenheimer Jugendzeit, und da sie vors Dorf hinauskommt, nimmt sie rasch einen kleinen, runden Spiegel aus der Tasche und betrachtet sich beim Mondlicht. „Ganz wie in jenen schönen Tagen!“ lispelt sie vergnüglich vor sich hin.

Sie geht nicht, nein, sie hüpfet den Weg entlang, so jugendlich froh ist ihr zu Mut und Sinn. Nicht weit vom Dorfe legt der Wald sich vor die Straße hin, da hält sie, setzt sich auf einen Stein und schaut sich um.

Sie erstet ihn nirgends.

In den Wald hineinzugehen, getraut sie sich nicht: da war's zu ihrer Lebenszeit nicht geheuerlich. Soll sie lange warten? Sie wird ungeduldig, denn der Schatten Wandelzeit ist kurz. Hat er sie vergessen? Sie glaubt das nicht. Er ist ja älter und gekletter geworden seit den Sesenheimer Tagen und seinen Vater braucht er jetzt um seiner Liebe willen nicht mehr zu fürchten. Sie möchte ihm grollen, sie kann es aber nicht, nun ruft sie: „Wolfgang! Wolfgang!“ in die schweigende Luft — sie erhält von nirgends her Antwort.

Da saßt Friederike Mut und geht die Straße durch den Wald dahin. Ein Reh graßt am Weg, lauscht ihr entgegen, bemerkt sie aber nicht. Dann fliegt ein Fasan vor ihr auf. Jetzt ist das Ende des Waldes erreicht: dort liegt das Dorf Kürzell; da geht die Straße gen Kehl — abse nirgends, nirgends ist eine Gestalt zu entdecken.

Friederike wird traurig. Sie wendet sich um und geht betrübsam den Weg zurück. Als sie an den Stein gekommen, den sie vorhin verlassen, setzt sie sich hin und weint. Es ist ihr bitterlich zu Mut, so bitterlich wie an jenem Tag, da der Frankfurter Student sie verlassen und es ihr klar wurde, daß die Liebe aus sei. Sie weint heftiger.

Jetzt fährt sie erschrocken auf und murmelt: „Ach, bin ich denn über meine Zeit geblieben!“, denn auf jenem Acker drüben ist schon ein junger Meissenheimer Bauersmann eifrig mit der Hade beschäftigt. Schwermütigen Herzens erhebt sie sich, um zu gehen. Jetzt glaubt sie den Meissenheimer zu erkennen: ja, es ist der Johannes Fischer, ein junger Mann aus ihrer Verwandtschaft. Sie ist erfreut, ein Glied von den Eigenen so früh und so fleißig zu sehen, und über den Schmerz hinaus, den sie eben noch empfunden, drängt es sie, den Mann im heimatischen Ton anzurufen: „Sahng, früh schon flüssig.“

Der Angeredete spricht nichts, schüttelt den Kopf, läßt die Hade stehen, geht ihr raschen Schrittes entgegen und siehe — es ist Goethe.

Er ist's, ja, er ist's, so wie er jung war, so wie damals, da er als Bauer verkleidet den Kuchen aus Druenheim nach Sesenheim brachte. Sie umarmen und küssen sich heftig und stürmisch. Jugendlust, Jugendliebe durchglüht sie und die Sonne der Welt kommt über sie mit den seligsten Empfindungen junger Tage.

Sie meint: „Ich habe alles vergessen, was später kam!“

Er raunt ihr zu: „Mein reinstes Glück auf Erden ward doch du!“

Auf Umwegen kommen sie dem Dorfe wieder nah, vorüber an dem Gelände, das heute den Frieden der Toten schützt. Da begegnen sie einem gebückten, arbeitsamen Mann mit blankem Spaten auf dem Rücken.

Friederike erschrickt.

Goethe fragt: „Wer ist's?“

Friederike: „Der alte Hockenjos! Den fürcht' ich und ich weiß doch nicht, warum! Er hat mich einst zur Ruhe gebracht, jetzt schaufelt er neue Gräber!“

Sie fröstelt und eilt ihrer Stätte zu, er begleitet sie raschen Ganges und — nichts regt sich mehr, nur der Totengräber schaufelt einsam auf dem neuen Friedhof an einer Ruhestätte und freut sich, daß er Arbeit hat.

Paul A. Schmidt / Fülle des Lebens

1.

Im Herbst, wenn die Früchte reifen,
Bist du mir nah.
So nah wie ein Begreifen!

Ich bin nicht mehr
Als eine dieser Früchte
Und ernte schwer!

Was zögerst du?
O, hebe mich zum Lichte
Und schließ' die Welt der bunten Farben zu!

2.

Und abermals im Traume
Begriff ich diese Welt.
Ich war die Frucht am Baume,
Der Ernte zugezählt.

Es brach mich von den Zweigen
Behutsam seine Hand,
Da ward mir tiefst zu eigen,
Daß ich mein Sein verstand.

Daß ich gereift zur Stunde,
Die Gott mir auserwählt,
Und daß mit seinem Munde
Er auch auf mich gezählt.

3.

Des Lebens tiefste Fülle
Blüht auf in meiner Hand,
Es fiel des Scheines Hülle
Als weifenlos Gewand.

Ich schreite durch den Segen
Des Herbstes in das Land,
Wo sich die Kräfte regen
Des, der auch mich erkennt.

Fall' ich als Blatt vom Baume,
Als Frucht auf dürres Feld,
So rüd' ich nur im Traume
In eine schön're Welt.

Ich falle, um zu steigen,
Und werde um zu sein,
Ich bin ein Ring im Reigen,
Denn Gott sprach: „Du bist mein!“